



Eugénio de Andrade: 1923–2005

Der Poet Eugénio de Andrade ist tot

sda.- Portugals bedeutendster zeitgenössischer Dichter, Eugénio de Andrade, ist im Alter von 82 Jahren gestorben. Wie die von dem Literaten gegründete Stiftung mitteilte, erlag de Andrade am Montag in seiner Wohnung in Porto einer langen Krankheit. Seine Werke wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Auf Deutsch erschien 1997 unter dem Titel «Stilleben mit Früchten» ein Band mit ausgewählten Gedichten. Andrade war 1948 mit der Sammlung «As mos e os frutos» (Die Hände und die Früchte) bekannt geworden.

Andrade, der mit bürgerlichem Namen José Fontinhas hiess, war gegen die Diktatur des Salazar-Regimes gewesen, aber er teilte auch nicht die Begeisterung seiner Landsleute für die «Nelkenrevolution» 1974, die den Weg für die Rückkehr zur Demokratie ebnete. «Eine Revolution im eigentlichen Sinne des Wortes hat es in Portugal nicht gegeben», sagte er.

Therese Bichsel gestorben

sda.- Die Schauspielerin Therese Bichsel-Spörrli ist am Samstag im Alter von fast 75 Jahren gestorben, wie die Familie gestern mitteilte. Sie war seit 1956 mit dem Schriftsteller Peter Bichsel verheiratet. Einem breiten Publikum wurde Therese Bichsel unter anderem durch das Landschaftstheater Ballenberg bekannt. Erfolge feierte sie auch am Zürcher Neumarkt-Theater. Im Jahr 2000 erhielt sie den Solothurner Theaterpreis.

Lyrismus statt Aberglauben

Mit «Der Herr Nordwind» tritt das Opernhaus Zürich eine poetische Reise an

«Der Herr Nordwind» sollte das Stück zuerst heissen. Die normale Schreibweise ist übrig geblieben. Aber sonst ist nicht viel normal an der Oper einer virtuos Österreich-Connection, die am Sonntag in Zürich uraufgeführt wurde.

• VON REINMAR WAGNER

Das Unnormalste daran für eine zeitgenössische Oper: Sie ist lustig, sie hat Witz, und das auf einem hohen, durchaus doppelbödigen Niveau. Das Libretto von H. C. Artmann, dem österreichischen Sprachakrobaten, der 2001 starb, strotzt vor Assonanzen und Kalauern, vor brachial herbeigewungenen Reimen und hinreissend humpelnden Versmassen.

Kaum ein Satz, dem nicht auf irgendeine Weise vorder- oder hintergründiger Witz innewohnen würde. Kaum ein Satz, der nicht schon allein von seiner Sprache her ein Kunstwerk aus Melodie und Rhythmus wäre. Ein schlicht geniales Libretto, das den Komponisten vor ein schier unlösbares Dilemma stellt: Es ist selbst schon pure Musik, was will da ein Tonschöpfer noch machen?

Sprache eines Versakrobaten

Bei der Oper «Der Herr Nordwind», einem Auftragswerk des Wiener Karajan-Centrums, war der Komponist allerdings nicht irgendeiner – was bestimmt nicht funktioniert hätte. Es war ein veritabler Artmann-Jünger, der mit riesigem Respekt an dieses Dichter-Vermächtnis, Artmanns letztes Werk, herangegangen ist: HK Gruber, mit bürgerlichem Namen Heinz Karl, den sie in Wien nur «Nali» nennen, war ein Künstlerfreund Artmanns, und er hat seinen Respekt vor dessen Sprach-Virtuosität mitvertont, wie schon in seinem «Frankenstein!», einem Konzertstück über Kinderreime nicht nur für Kinder, das höchst virtuos mit Spielzeuginstrumenten spielt und zu einem der meistgespielten zeitgenössischen Stücke geworden ist.

Das heisst nun für Grubers Oper, dass nichts von den doppelschneidigen Artmann-Versen verloren geht, dass man mit fast jedem Takt von neuem immer wieder auf die Sprache dieses Versakrobaten gestossen wird, dessen Markenzeichen das grollend-rollende R ist. Aber auch die anderen Laute



Kühle Blonde: Judith Schmid als die Nordwindsgattin Holla hört dem jungen Geppone (Alexander Kaimbacher) aufmerksam zu. Bild Keystone

werden laufend zu kalauernden Gruppen formiert. Ein Theater der Vokale und Konsonanten, die sich balgen, mit allen Mitteln um Aufmerksamkeit ringen, und sie auch erhalten.

Die Musik von Gruber ist genauso vielschichtig wie der Text: Sie setzt vordergründig starke, handfeste, burleske Akzente, freut sich an Windmaschine und Donnerblech, zeichnet mit allen Ausdrucksmitteln die witzigen Handlungslinien dieses vordergründig simplen, am Schluss jedoch offenen Märchens nach. Aber sie kennt auch lyrische Ruhepunkte, am bezwingendsten in der Arie der Mutter, die wohl als die «schönste» Arie in der Oper der letzten zehn Jahre gelten darf: Pure Lyrik und verströmte Melodik, herausragend gesungen von der jungen Sopranistin Sandra Trattning – natürlich auch sie aus Österreich. Immer wieder setzt Gruber mit solchen Ruhepunkten Pausen ins turbulente Geschehen, auch orchestrale, wenn Soloinstrumente ihre schwerelosen Linien ziehen.

Dazwischen bleibt das Orchester sparsam, oft solistisch besetzt, hält einen rhythmischen Grundpuls durch, der die Handlung vorantreibt, und setzt hin und wieder überaus kräftige Akzente, spielt auch öfters mit Effekten und Klangfarben, etwa für die Auftritte des Nordwinds. Und zwischendurch und vor allem am Ende wird das

Orchester zum Träger der Handlung, erzählt von den unsichtbaren Dingen, von der Moral dieser Fabel, die über das Happy End des Märchens weit hinausreicht.

Gegen die Mächtigen der Welt

So kräftig wie Grubers Musik ist die Zürcher Inszenierung von Michael Sturminger. Er macht die Gesellschaftskritik des Stücks, in dessen Entstehungsprozess er schon einbezogen wurde, klar und deutlich. Sie trifft alle Mächtigen dieser Welt. Die Kirche ist bloss eine Chiffre für die Mächtigen, die die Fäden in den Händen halten, die die Kalaschnikow unter dem Mönchskittel tragen oder die Banknoten unter der Maske des Biedermanns.

Hütet Euch vor Aberglauben, heisst der zentrale Satz des Stücks, der zwar in einem kryptischen, lautmalerschen Pseudoschwedisch (die Sprache des Nordwinds und seiner hinreissenden Gattin Holla) daherkommt, aber dennoch klar wird: Ausbeutung funktioniert immer und überall; selbst wundertätige Hexenkünstler können diese Ordnung nicht umstossen. Und das nicht, weil sie dafür zu wenig Macht haben, sondern weil die Ausgebeuteten selbst ihre unverhofften Vorteile nicht nachhaltig zu nützen wissen.

Das Zürcher Opernhaus stellte für

diese Uraufführung ein tolles Ensemble. Herausragend neben der Mutter sang der Geppone vom jungen Österreicher Alexander Kaimbacher. Auch Judith Schmid und Oliver Widmer als Nordwind-Pärchen und Cornelia Kallisch als Prior überzeugten, so wie sich schliesslich das ganze Ensemble mit vielen Verstärkungen aus dem Opernstudio auf der Höhe seiner Aufgaben zeigte und auch darstellerisch in der herausragenden Personenführung von Sturminger bestach.

Für Kinder und Erwachsene

An der Premiere haben im Orchester noch die einen oder anderen Rhythmen etwas gewackelt, Kinderkrankheiten, die bald ausgeheilt werden dürften. Ein Kinderstück übrigens sollte es zuerst werden. Man ist von dieser Bezeichnung abgekommen, aus Angst vor der Kanalisierung der Ansprüche, die damit in die Wege geleitet würde. Aber es ist durchaus auch ein Kinderstück geworden, eines, das – ähnlich wie die «Zauberflöte», die hin und wieder als Parallele spürbar wird – sowohl die Fantasie der Kinder wie den Intellekt der Erwachsenen anregt. Besseres kann einer neuen Oper wohl nicht passieren. Pardon: Passsirrrennn!

Weitere Aufführungen am 15., 16., 25. und 30. Juni sowie am 2. Juli.

Venedig – das gebändigte Mekka der Kunst

Am Wochenende ist in Venedig die 51. Kunst-Biennale offiziell eröffnet worden. Zum ersten Mal in der über 100-jährigen Geschichte der Biennale wird diese von zwei Frauen geleitet: den Spanierinnen Maria de Corral und Rosa Martínez.

• VON DANIEL WALSER

Der deutsche Künstler Gregor Schneider hatte eigentlich vorgehabt, die Bedeutung Venedigs in der Kunst in einer spektakulären Arbeit auf den Punkt zu bringen. Er wollte auf der Piazza San Marco, dem zentralen Platz der Stadt, eine Art Kaaba von Mekka errichten: Venedig als ein Mekka der Kunst. – Den Stadtbehörden war dieses politisch nicht unproblematische Projekt aber viel zu heikel. Sie verweigerten die zur Ausführung nötigen Bewilligungen. Geblieben sind im Katalog schwarze Seiten und eine Vorstellung, was Venedig in der Kunst sein könnte.

Nachdem vor zwei Jahren Francesco Bonami anlässlich der 50. Kunst-Biennale eine Riesenshow auf die Beine gestellt hatte, welche die Besucher allein schon durch die Masse der gezeigten Arbeiten zu überfordern drohte, präsentieren die beiden Direktorinnen der diesjährigen Kunstschau, die Spanierinnen Maria de Corral und Ro-

sa Martínez, eine schlanke und erfrischend junge Kunst-Biennale.

Kronleuchter aus Tampons

Die von Rosa Martínez kuratierte Ausstellung «Sempre un po' più lontano» zeigt im Arsenale Werke einer meist jüngeren Generation. Die einzelnen Arbeiten kommen dieses Jahr durch die Beschränkung auf 49 Künstler in den nicht leicht zu bespielenden Räumen der ehemaligen Corderia gut zur Geltung.

Wer sich auf einen Rundgang durch die Räume einlässt, wird zu Beginn der Ausstellung von einem vermeintlichen Kronleuchter aus Tampons von Joana Vasconcelos empfangen. Das feministische Statement wird durch die «Guerrilla Girls», welche gegen die von Männern dominierte Kunstwelt polemisieren, weiter unterstützt. Doch werden in der Ausstellung weniger geschlechtsspezifische Themen vorgestellt als junge Positionen gezeigt.

Leigh Bowery zeigt schrille Kleider, Fotografien und Videos in der Nähe zur Travestie; Blue Noses aus Russland stellen verschiedene kleine, verspielte Videosequenzen aus; Mariko Mori lässt die Besucher mit ihrem Raumschiff zu einer Reise in die inneren Welten aufbrechen, und die Altmeisterin Louise Bourgeois zeigt zwei zusammengeknäulte Spiralen aus Aluminium und eine gesprochene Arbeit. Diesem gegenüber zeigt Maria de



Bitte einsteigen: Das Kunstwerk «Wave UFO» der japanischen Künstlerin Mariko Mori produziert Bilder aus den Gehirnströmen seiner Besucher. Bild Daniel Walser

Corral im italienischen Pavillon mit der Ausstellung «L'esperienza del arte» neuere Arbeiten von bereits arrierten Künstlern, darunter «Mother» und «Father» von Candice Breitz und das skandalträchtige Video «Caligula» von Francesco Vezzoli.

Andre Länder, andre Sitten

Die Länderpavillons in den Giardini sind auch dieses Jahr eher weniger in-

teressant. Eine Ausnahme bildet der deutsche Pavillon. Dieser besticht durch eine Performance von Tino Sehgal. Das normalerweise unsichtbare Aufsichtspersonal wird selber zu Akteuren und durchbricht auf spielerische Weise die starren Muster des Museumsbetriebs.

Der vom Künstler Steffan Banz kuratierte Schweizer Pavillon ist eher gut schweizerisch korrekt als inspirierend. Demgegenüber ist in der Kirche

San Stae die auch von der Schweiz vorgestellte Installation von Pipilotti Rist ein eigentlicher Höhepunkt der Ausstellung.

Mit Pipilotti ins Paradies

Die aus dem St. Galler Rheintal stammende Künstlerin Pipilotti Rist projiziert in der Kirche ein poetisches Video an die Decke. Das wunderbar sinnliche Deckenfresko zeigt die zeitgenössische Vorstellung einer mit sich selbst zufriedenen Eva, die leicht erotisierend mit einer Partnerin das sorglose Sein im Paradies zu geniessen scheint. Das Publikum liegt derweil gebannt auf den bereitgestellten Matratzen und nimmt sich im sonst eher hektischen Ausstellungsbetrieb ausgiebig Zeit für eine Betrachtung der ristschen Arbeit.

Jenseits der Hektik

Der in Dänemark geborene Olafur Eliasson zeigt auf der etwas abgelegenen Insel San Lazzaro die Arbeit «Your Black Horizon». Nach kurzer Bootsfahrt erreichen die Besucher den Pavillon und sehen darin einen weiten Horizont. Der abgelegene Ort ist sowohl für die Besucher wie auch das Werk von Vorteil. Die zurückgelassene Hektik des Ausstellungsbetriebs regt dazu an, selber zu neuen Inseln und Horizonten aufzubrechen.

Die Kunst-Biennale Venedig läuft bis zum 6. November.